

Nr. 4. Posen, den 28. Januar. 1894.

Der Polizei-Sergeant Nummer 21.

Die Geschichte eines Verbrechens.

Von Reginald Barnett.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

20

Mr. Brusel war ein erfahrener Beamter. Es war für ihn nicht schwer, unbemerkt einer Person nachzuforschen, selbst wenn dieselbe befürchtet hätte, verfolgt zu werden, und sich deshalb von Zeit zu Zeit umgesehen hätte, um zu sehen, ob ein Spion in der Nähe sei. Er kannte die erforderlichen Manöver, die kleinen Kunstgriffe und hatte sie oft genug angewendet. Aber in diesem Fall wurden seine Talente und seine Erfahrung sehr wenig in Anspruch genommen.

Die Frau, welche der Sergeant als seine Verleumderin erkannt hatte, ging ihres Weges, ohne an spähende Blicke zu denken. In tiefen Gedanken schritt sie mit langsamem, müdem Schritt die Dangerfieldstraße hinab und achtete nicht auf das, was um sie vorging.

Der Detektive bemerkte, daß sie nicht nur armselige Kleidung, sondern auch schlechte Schuhe trug. Diese hielten kaum noch zusammen, und das erklärte auch ihren unbeholfenen Gang.

„Sie ist dem Verhungern nahe, glaube ich", sprach Mr. Brusel vor sich hin. „Ich glaube, wenn sie durchsucht würde, man fände wenigstens ein halbes Dutzend Pfandscheine bei ihr. Was wollte sie aber nur im Hause dieses Menschen? Geld, natürlich. Und warum Geld? Was hat er mit ihr zu thun? Das muß ich herausbringen."

„Vorwärts, vorwärts, meine Liebe", fuhr Brusel fort, nach der Frau hinüberblickend, „übereilen Sie sich nicht meinetwegen, ich habe Zeit genug und trage kein Verlangen, mich in Schweiß zu laufen."

Von der Dangerfieldstraße ging die Frau, welche Robert Power als Frau Stanley erkannt hatte, weiter bis in die Oxfordstraße. Das lebhafte Gewühl in derselben erleichterte Brusels Aufgabe noch mehr. Er hatte nichts weiter zu thun als sich in einiger Entfernung hinter ihr zu halten und sie nicht aus dem Gesicht zu verlieren. Es war nicht die geringste Gefahr, daß er bemerkt werden würde, denn sie wandte nicht ein einziges Mal den Kopf um, ging ohne Aufenthalt weiter und beschleunigte nur ihre Schritte, als ob sie sich ihrer ärmlichen Kleidung schämte und sich zu beeilen wünschte, aus einer Straße heraus zu kommen, in der sich so viele gutgekleidete Personen befanden.

Erst an einem Platze wich sie von der geraden Linie ab.

„Was? Hier wohnen wir wirklich?" sagte der Detektive „Dans le quartier français?"

Mr. Brusel war, wie bereits bemerkt, ein Sprachkenner, der Französisch und Deutsch fertig, wenn auch mit einem gewissen Accent, sprach und sich damit in Scotland Yard besonders nützlich machte.

Aber seine Vermuthung war irrig.

Frau Stanley wohnte nicht im französischen Quartier und hatte augenscheinlich an diesem Tage nichts darin zu suchen. Es lag nur in ihrem Weg, den sie eifrig weiter verfolgte.

„Wohin mag sie nur gehen?" dachte der Detektive, „es ist eine hübsche Entfernung für eine Frau mit so schlechten Schuhen. Sie sehen aus, als ob sie diese Reise hin und zurück schon oft gemacht hätten."

Mr. Brusel wurde ungeduldig, aber ohne es zu wissen, stand er vor dem Ziel. Die Frau ging über die Straße hinüber nach der Georgstraße, wo sie einbog.

Der Detektive fühlte sich erleichtert, er hatte schon halb befürchtet, nach Islington hinaus geführt zu werden. Die Frau blieb vor einem der Häuser von schäbig-elegantem Aeußern stehen, zog einen Schlüssel aus der Tasche und schloß auf.

„Endlich!" seufzte Mr. Brusel, notirte sich die Nummer des Hauses und las mit Interesse einen Zettel am Fenster, welcher besagte, daß hier möblirte Zimmer zu haben seien.

Frau Stanley war verschwunden und der Detektive mußte sich entscheiden, was er jetzt thun sollte.

Augenscheinlich wohnte die Frau in dem Hause, in das sie eingetreten war; das konnte man aus dem Besitz eines Hausschlüssels schließen. Mr. Brusel hatte also eine Thatsache mit Erfolg festgestellt, aber der schwierigste Theil seiner Aufgabe begann erst jetzt. Daß Frau Stanley, welche früher in Manchester wohnte, nach London gekommen war und in der Georgstraße wohnte, war schon eine wichtige Nachricht, aber es war noch mehr nöthig. Es galt, die jetzigen Lebensverhältnisse der Dame auszukundschaften und besonders die Veranlassung zu ihrem Besuche bei Saint Alban.

Der Detektive war überzeugt, daß er während seiner langen Verfolgung von Frau Stanley nicht bemerkt worden war. Er war ihr vollkommen fremd, und als Fremder konnte er dreist

die Gelegenheit benutzen, welche ihm der Zettel am Fenster glücklicherweise bot, um Zutritt in das Haus zu erhalten.

Mr. Brusels buschige Augenbrauen, sein gutmüthiges, breites Gesicht und sein ganzes Aeußere begünstigten Unternehmungen solcher Art. Er hatte sich bei vielen Gelegenheiten für einen Handelsreisenden ausgegeben und verstand es, diese Rolle vortrefflich zu spielen. Er beschloß daher, wenn nöthig auch jetzt wieder als solcher aufzutreten. Er schritt über die Straße und ging in das Haus: ein kleines Mädchen erschien an der Thüre.

„Hier sind Zimmer zu vermiethen", sagte der Detektive, „kann ich sie sehen?"

Das Mädchen rief in die unterirdischen Regionen hinab seiner Mutter zu, ein Herr sei gekommen wegen der Zimmer.

Hierauf erschien eine Frau, ebenso schmutzig und ungekämmt, wie das Mädchen.

„Was für Zimmer wünschen Sie, mein Herr?" fragte sie, Mr. Brusel scharf ansehend. Sie musterte die äußere Erscheinung und Kleidung dieses Herrn mit erfahrenem Blick.

„Das kann ich nicht gut sagen", erwiderte der Detektive, „was haben Sie für Zimmer?"

„Ein Wohnzimmer nach vorn mit einem Schlafzimmer nach dem Hof im ersten Stock, welche zusammen vermiethet werden, und ein kleines Zimmer ganz oben."

„Das könnte passen, glaube ich," erwiderte Mr. Brusel, nachdem er anscheinend sorgfältig überlegt hatte. „Die Sache ist die," fuhr er fort, „ich brauche die Zimmer nicht für mich selbst, ich suche sie für zwei Freunde, für zwei junge Herren, welche vom Lande kommen, um in der City in ein Geschäft einzutreten. Diese Gegend würde passen, besonders, weil ein Stadtbahnhof in der Nähe liegt."

„Haben Sie zwei Schlafzimmer oder eins nöthig?"

„Zwei," log Mr. Brusel; „meine Freunde möchten nicht gern in einem Zimmer schlafen, aber ich glaube, der Eine von ihnen würde nichts dagegen haben, nach oben zu ziehen."

„Es wird besser sein, wenn Sie sehen, ob die Zimmer für Sie passen," erwiderte die Frau und lud den Detektive ein, näher zu treten.

Während der Besichtigung der nothdürftig möblirten Zimmer im ersten Stock, wobei Mr. Brusel die innere Einrichtung des Hauses genau beobachtete, nahm er eine ernste, geschäftliche Miene an und suchte sich auch mit dem herrschenden Genius des Haushaltes näher bekannt zu machen.

„Sehr hübsche Zimmer," sagte er, „wirklich sehr hübsche Zimmer, gerade wie sie meine Freunde nöthig haben. Es sind ganz junge und sehr ordentliche Leute, Madame, und ich glaube sicher, Sie werden nicht über sie zu klagen haben. Wenn wir über den Preis einig werden, so werde ich ihnen sofort schreiben, daß ich ein hübsches, bequemes Nest für sie gefunden habe."

„Zu wann sind die Zimmer nöthig?" fragte die Frau.

„Zur nächsten Woche," erwiderte Mr. Brusel. „Aber ehe ich mich entscheide, möchte ich gern noch das andere Zimmer sehen. Ein Schlafzimmer ist eine wichtige Sache, Madame, besonders für junge Leute vom Lande, welche an frische Luft und Licht gewöhnt sind."

Es waren zwei Dachzimmer da, die Thüre des einen war geschlossen, während die des anderen offen stand.

„Ich wette meinen letzten Pfennig," dachte Mr. Brusel, als er mit der Wirthin hinaufstieg, „daß unsere Freundin, Frau Stanley, hier, und zwar in diesem Zimmer wohnt. Jedenfalls ist Jemand darin, denn ich höre Geräusch."

Ungeachtet seiner brennenden Neugierde folgte er aber höflich seiner Führerin in das andere, leere Zimmer, welches er mit derselben Aufmerksamkeit betrachtete, wie die unteren beiden. Aber dieses Mal schüttelte der Detektive zweifelnd den Kopf.

„Schlimm," bemerkte er, „ich fürchte, das verdirbt Alles. Das Fenster geht nach dem Hof hinaus, und die dicke Wand da läßt kein Licht herein; das wird für meine Freunde nicht passen. Wir Londoner sind eher daran gewöhnt und in solchen Kleinigkeiten nicht so eigen, aber junge Leute vom Lande, Sie wissen, Madame, haben andere Gewohnheiten."

Die Besitzerin des Hauses sah Mr. Brusel mit enttäuschter Miene an.

„Ja, so ist einmal das Zimmer," sagte sie, „ich kann es nicht anders machen."

„Natürlich nicht," erwiderte der Detektive höflich. „Es ist ein sehr gutes Zimmer, reinlich und bequem" — es war ganz das Gegentheil, aber Mr. Brusel hielt sich in Geschäftssachen nicht bei Kleinigkeiten auf — „wenn es für mich wäre, würde ich nichts Besseres verlangen."

„Wenn dieses Zimmer nicht paßt," bemerkte die Dame, auf welche der selbstbewußte Ernst des Detektives einen günstigen Eindruck machte, „so können die beiden Herren vielleicht mit dem Schlafzimmer unten auskommen? Ich würde noch ein Bett hineinstellen."

„Das könnte gehen," erwiderte Brusel. „Ich will es nicht gerade bestimmt sagen, meine Freunde sind nicht verwandt mit einander, sie sind nur aus derselben Stadt, und haben zufällig zu gleicher Zeit eine Anstellung in London gefunden. Ich glaube nicht, daß sie so nahe mit einander bekannt sind, um in einem gemeinschaftlichen Schlafzimmer schlafen zu wollen. Ich kann Ihnen auch sagen, Madame, daß die beiden jungen Herren, von denen ich spreche, in unser Geschäft eintreten, Martin und Companie, Droguerie in der Milchstraße. Ich habe die Ehre, das Haus als Reisender zu vertreten. Man hat mich gebeten, die Sache zu besorgen. Ich handle nur nach brieflichem Auftrag und muß nach demselben auf zwei Schlafzimmer bestehen."

Die Wirthin dachte eine Weile nach. Inzwischen fuhr Brusel fort: „Hier oben ist noch ein anderes Zimmer, das nach der Straße geht?"

„Ja, das anstoßende Zimmer hier, aber es ist nicht zu vermiethen", sagte die Frau mißmuthig. „Es ist schon besetzt."

„Das thut mir leid, dann werde ich wohl anderswo suchen müssen", erwiderte Mr. Brusel, „es ist schade, denn gerade in dieser Gegend hätte ich gern eine Wohnung genommen. Ueber den Preis wären wir nicht in Streit gerathen, die Firma ist freigebig, und unsere Leute sind im Stande, anständig zu bezahlen. Die einzige Schwierigkeit besteht in diesem Zimmer; ich kann mich nicht entschließen, es zu nehmen. Wenn es wenigstens das andere gewesen wäre, mit der Aussicht nach der Straße und nicht mit dem Blick auf diese dunkle Wand."

„Nun, ich sehe nicht ein, warum ich Ihnen nicht das Vorderzimmer geben sollte, wenn es nicht anders geht", sagte die Frau mit einem plötzlichen Entschluß. „Ich möchte nicht gern gute Miether verlieren."

„Aber, ich glaube, Sie sagten mir . . .", bemerkte der Detektive, welcher aus den Blicken der Frau schloß, daß er ins Schwarze getroffen hatte, „ich glaube, Sie sagten . . ."

„Es sei vermiethet", unterbrach ihn die Frau, „das ist richtig, aber es liegt mir nichts daran, die jetzige Miethetin zu behalten. Ich werde sie in dieses Zimmer logiren, oder ihr kündigen; es ist mir ganz gleichgiltig."

Mr. Brusels Augen glänzten vergnügt.

„Das andere Zimmer ist also von einer Dame bewohnt?" fragte er.

„Dame!" rief die Frau höhnisch, „ja, das ist eine hübsche Dame!"

„Es würde mir sehr leid thun, eine Dame zu stören", sagte der Detektive galant, „aber wenn sie in diesem Augenblick nicht zu Hause ist, so würde es nicht schaden, wenn ich einen Blick in das Zimmer werfen könnte."

„Sie ist zu Hause, aber das schadet nichts, wenn Sie das Zimmer sehen wollen."

„O nein!" erwiderte Mr. Brusel, „ich würde das Zimmer natürlich gern gesehen haben, aber unter diesen Umständen geht es doch nicht, daß . . ."

„O, daran ist nichts gelegen", unterbrach ihn die Wirthin, „das werde ich schon besorgen."

„Aber wird die Dame das nicht unhöflich finden? Wird sie nicht Einwendungen machen?"

„Einwendungen machen? Das möchte ich einmal sehen! Kommen Sie nur, mein Herr, Sie sollen das Zimmer sehen."

Mit geheucheltem Zartgefühl folgte Mister Brusel zögernd der Wirthin, welche sich augenscheinlich in eine gewisse Entrüstung hineingearbeitet hatte, wie sie bei Leuten ihrer Art nicht ungewöhnlich ist, wenn es sich um Geldangelegenheiten handelt.

Die Frau klopfte an die verschlossene Thüre des Zimmers. „Frau Stanley!“ rief sie, „Frau Stanley!“

„Richtig, sie ist's! Das dachte ich mir!“ sagte Mr. Brusel triumphirend zu sich selbst.

21.

Gleich darauf wurde die Thür geöffnet, auf der Schwelle erschien die Frau mit dem abgehärmten Gesicht, welche an Saint Albans Haus die Glocke gezogen hatte.

Beim Anblick des hochgewachsenen Detektives, welcher neben der Wirthin stand, schien die Fremde zu erschrecken und machte eine Bewegung, als ob sie sich in ihr Zimmer zurückziehen wollte. Die Wirthin jedoch verhinderte dies.

„Nein, nein, schließen Sie sich jetzt nicht ein,“ sagte sie scharf, „ich habe Sie nicht deswegen gerufen. Hier ist ein Herr, der das Zimmer sehen will.“

„Aber Frau Kelley!“ begann die Frau in bittendem Tone.

„Thun Sie, was ich Ihnen sage! Ich habe genug mit Ihrer Frau Kelley! Dieser Herr will das Zimmer sehen. Ich glaube, Jeder kann mit seinem Eigenthum machen, was er will! Bezahlen Sie, was Sie mir schuldig sind, und dann können Sie mir die Thüre vor der Nase zuschlagen. Aber so lange das nicht geschehen ist, gehört das Zimmer mir.“

„Aber ich werde Sie ehrlich bezahlen,“ sagte die Mietherin bescheiden, „geben Sie mir nur noch etwas Zeit.“

„Zeit?“ rief Frau Kelley hönisch, „Zeit! Nicht übel! Das erzählen Sie mir schon den ganzen Monat! Kann ich davon leben mit meinen Kindern und meinem Manne, der nur zwei Tage in der Woche Arbeit hat? Kann ich davon Steuern und Zinsen bezahlen? Sie haben mir versprochen, das Geld heute bereit zu halten, wo ist es?“

„Ich habe es noch nicht bekommen, obgleich ich mir alle Mühe gab.“

„Mühe gab? Und das soll ich glauben? Das thue ich nicht! Jetzt bietet sich mr eine Gelegenheit, das Zimmer zu vermiethen, und ich werdei es vermiethen. Dieser Herr will es nehmen.“

Mr. Brusel hielt den Augenblick für geeignet, sich einzumischen.

„Es thut mir in der That sehr leid,“ bemerkte er zu Frau Stanley, ‚die unschuldige Ursache dieser Störung zu sein, bitte, entschuldigen Sie mich.“

Verletzt durch diese Vorwürfe in Gegenwart eines Fremden gab die Frau keine Antwort.

Inzwischen hatte der Detektive Frau Stanley genau beobachtet. Er bemerkte, wie peinlich ihr das grobe Benehmen der Vermietherin war, und daß Sie dieselbe augenscheinlich fürchtete. Dies schien seinen Plänen förderlich zu sein. Es war ein günstiger Zufall, daß Frau Stanley sich in schlechten Verhältnissen befand.

Frau Kelley zeigte dagegen keine Absicht, sich der Mietherin gegenüber zu mäßigen.

„Wollen Sie gefälligst eintreten, mein Herr, wenn Sie dieses Zimmer sehen wollen,“ sagte sie zu Mr. Brusel. „Ich glaube, es sieht jetzt schlecht aus, aber das kann schnell geändert werden.“

Die Wirthin trat entschlossen ein, Frau Stanley wagte keinen Widerstand und sah betrübt zur Erde. Der Detektive hielt es nicht für passend, die Einladung noch länger abzulehnen, und folgte in das Zimmer.

„Ich werde Sie nicht lange aufhalten, Madame,“ sagte er entschuldigend zu Frau Stanley; „nur einen Blick möchte ich in das Zimmer werfen und werde Sie so wenig als möglich stören.“

Für einen Mann von solchem Zartgefühl zeigte Mister Brusel indeß nicht zu viel Schüchternheit, auch übereilte er sich durchaus nicht. Der „einzige Blick“, von dem er gesprochen, bedeutete eine sehr genaue Besichtigung. Er bemerkte, daß das Zimmer armselig möblirt war, ebenso wie die anderen, und daß es sich in sehr schmutzigem und unordentlichem Zustande befand. Das Zimmer diente als Schlafzimmer und außerdem noch zu allen möglichen Zwecken. Frau Stanley wohnte, speiste und arbeitete darin, wie man aus einer Anzahl künstlicher Blumen schließen konnte, welche umherlagen, wo irgend Platz dafür war. Auch Teller und Tassen standen umher, sowie ein Stück Käse, eine Zwiebel und andere Ueberbleibsel einer sehr frugalen Mahlzeit. Aber mehr als von diesen Anzeichen eines verzweifelten Kampfes mit der Noth wurde das Interesse von Mr. Brusel durch etwas Anderes in Anspruch genommen.

Auf einem Arbeitstisch beim Fenster stand ein Schreibzeug inmitten von künstlichen Blumen, Nadeln, Lappen und verschiedenen anderen Sachen. Daneben lagen einige Bogen Schreibpapier. Frau Stanley hatte sich offenbar mit Briefschreiben beschäftigt; der Brief lag zur Absendung fertig auf dem Tische.

Unter dem Vorwand, sich zu überzeugen, ob das Fenster nach der Straße gehe, trat Mister Brusel nachlässig an den Tisch, hielt aber dabei seine scharfen Augen bereit, um die Adresse des Briefes zu lesen. Seine Bewegungen waren so natürlich, daß weder Frau Kelley, noch Frau Stanley auf ihn achteten. Mit einem Blick las der Detektive die Adresse; sie lautete an Jakob Stanley im Gefängniß zu Dartmoor.

Mr. Brusel empfand eine starke Neigung, jenes leise Pfeifen hören zu lassen, durch welches er gewöhnlich seine Ueberraschung ausdrückte, aber er besann sich noch zur rechten Zeit.

„Würde dieses Zimmer besser passen?“ fragte Frau Kelley.

Der Detektive wandte sich unbefangen und mit dem Ausdruck der Gutmüthigkeit um, der seinem Gesicht mit den buschigen Augenbrauen so wohl stand.

„Dieses Zimmer paßt recht gut“, erwiderte er, „es ist größer und das Licht ist vortrefflich. Aber ich kann nicht daran denken, diese Dame desselben zu berauben; meine Freunde würden das niemals zugeben, davon bin ich überzeugt. Ich sehe, Madame“, fuhr er fort, indem er sich an Frau Stanley wandte und dadurch die Wirthin verhinderte, zu sprechen, wie es ihre Absicht zu sein schien, „daß Sie in künstlichen Blumen arbeiten. Ich stand früher selbst mit einem Blumengeschäft in Verbindung. Wäre es unbescheiden, wenn ich Sie nach der Firma fragte, für die Sie beschäftigt sind?“

Die Frau erröthete und nannte einige Fabriken.

„Ah, diese Firmen kenne ich sehr gut“, erwiderte Brusel, ohne zu erröthen, obgleich er die Namen zum ersten Mal hörte. „Ich frage deshalb, weil ich selbst Kaufmann bin und Ihnen vielleicht behilflich sein könnte.“

„Ich danke Ihnen sehr, mein Herr“, sagte Frau Stanley, „Sie sind sehr gütig! Aber ich kann nur sehr unregelmäßig arbeiten, ich bin nicht darauf allein angewiesen, um davon zu leben.“

„Dann werden Sie meine Frage entschuldigen“, sagte der Detektive, welcher erreicht hatte, was er wollte, „und ich bitte nochmals, die Störung zu entschuldigen, die ich Ihnen verursacht habe.“

„Es ist also abgemacht, mein Herr, mit den Zimmern?“ fragte in diesem Augenblick Frau Kelley, welche bei diesem, ihr sehr überflüssig scheinenden Aufwand von Höflichkeit ärgerlich zu werden begann. „Sie werden sie also nehmen?“

„Ich werde noch heute an meine Freunde schreiben, das heißt, wenn wir über die Bedingungen einig werden. Aber wir können das besser unten abmachen, ohne diese Dame länger zu stören. Wenn ich es irgendwie anders möglich machen kann“, fügte der Detektive, zu Frau Stanley gewendet, hinzu, „so werden Sie nicht genöthigt werden, Ihr Zimmer aufzugeben. Ich denke, wir werden noch eine andere Einrichtung treffen können.“

Mr Brusel sagte Frau Stanley höflich Adieu und verließ die Dachstube, begleitet von Frau Kelley, die noch immer dasselbe mißmüthige Gesicht machte.

(Fortsetzung folgt.)

Winterhygiene.

Von Theo Seelmann.

Mehr als die warme Jahreszeit ist die kalte Jahreshälfte geeignet, das normale Befinden unseres Körpers schädigend zu beeinflussen und unsere Gesundheit ernstlich zu gefährden. Abkühlungen bei längerem Verweilen im Freien, der oft plötzliche Uebergang aus der warmen Temperatur unserer Wohnräume in die kalte Außenluft, das andauernde Stubenleben, das wir naturgemäß im Winter führen, das Alles wird oft die Veranlassung zu kleineren Leiden und schwereren Erkrankungen. Aber allen den unliebsamen Einwirkungen des Winterklimas ließe sich vielfach aus dem Wege gehen, wenn der Mensch, die Krone der Schöpfung, sich den veränderten Lebensbedingungen etwas rationeller anzupassen und ihnen thatkräftiger entgegenzuarbeiten verstände — und sich befleißigte.

Angriffspunkte an unserem geliebten körperlichen Ich findet der rauhe Winterkönig an allen Theilen, vom Kopf bis zu den Füßen. Und gerade an dem Körpertheil, der der Sitz des Verstandes ist oder doch wenigstens sein soll, dem Kopf, sucht er am allermeisten sein Müthchen zu kühlen. Beginnen wir mit der natürlichen Schutzdecke des Kopfes, dem Haar. Wenn man diesen Kopfschmuck der heutigen Männerwelt betrachtet, so könnte man beinahe zu dem Glauben bewogen werden, daß das Kopfhaar auf dem Aussterbeetat steht, weil es nach der Darwinschen Theorie für uns zwecklos und überflüssig geworden ist. Denn wohin man blickt: überall und allüberall Lichtung! Es liegt im Wesen des Menschen, das Dahingegangene und Entschwindende besonders hoch zu schätzen und seinen Werth zu erkennen, wenn es so gut wie zu spät ist. So sehen wir denn auch alle Diejenigen, bei welchen der Mond stetig im Zunehmen begriffen ist, den letzten Resten ihrer einstigen üppigen Lockenpracht eine besonders liebevolle Aufmerksamkeit schenken, eine Rücksichtnahme, die sich im Sommer durch die Annahme der sogenannten Zuchthäuslerfrisur kenntlich macht, durch die angeblich der Haarwuchs angeregt werden soll und die sich im Winter in einer recht warmen Einhüllung der Kopfdecke durch die Kopfbekleidung äußert. Wird nun beim Grüßen die Kopfbedeckung abgenommen, so streicht über den Kopf die kalte Winterluft hin und führt eine plötzliche starke Abkühlung der Kopfhaut und der in ihr eingebetteten Haarwurzeln herbei. Wiederholt sich dieser jähe Temperaturwechsel des Oefteren, dann sind Benommenheit, Kopfschmerzen, Schnupfen und eine krankhafte Affizirung der Haarwurzeln die Folge. Wer sich noch eines vollen Haarwuchses erfreut, der wird durch denselben gegen die Einwirkungen des kalten Luftstroms ziemlich geschützt sein; dagegen werden diejenigen Personen, bei welchen sich die Haare mehr oder weniger gelichtet haben und die sich deshalb eine wärmere Kopfbedeckung zugelegt haben, ihnen destomehr ausgesetzt sein. Es wird also durch die übermäßig warme Einhüllung des Kopfes gerade das Gegentheil von dem erreicht, was bezweckt wird: nicht ein größerer Schutz, sondern eine größere Gefährdung wird herbeigeführt. Darum sollten alle Diejenigen, welche an Haarschwund leiden, nur immer Kopfbekleidungen auswählen, die gerade für die rauhe Witterung genügen und die Kopfhaut nur normaler Weise erwärmen. Wirkt unter solchen Umständen die kalte Außenluft auf den unbedeckten Kopf, so ist die Gefahr einer Erkältung lange nicht so groß, weil die Temperaturunterschiede um Vieles kleiner sind.

Ein anderer Theil des Kopfes, auf den es der Winter abgesehen hat, sind die Ohren. An erfrorenen Ohren stirbt zwar Niemand, aber angenehm sind sie auch nicht. Zum Erfrieren der Ohrmuscheln geben wir meistens selbst die Veranlassung. Es ist eine alte Erfahrung, daß bei der täglichen Reinigung des Gesichts gerade die Ohrenpartie am oberflächlichsten abgetrocknet wird. Begeben wir uns dann am Morgen, wo die Ohrmuschel noch angefeuchtet ist, aus der warmen Stube in die kalte Winterluft der Straße, so gefriert der dünne Wasserüberzug, der das Ohr umgiebt, schnell und die Ohrmuschel wird selbst angegriffen; denn die Befeuchtung eines Körpertheils befördert das Erfrieren desselben ungemein. Es ist eine oft beobachtete Erscheinung, daß Leute, die gezwungen sind, sich im Winter im Freien aufzuhalten, bei strenger, trockener Kälte sich viel seltener einen Frostschaden zuziehen, als bei Thauwetter, weil hier eben der Körper leicht angefeuchtet wird. — Anderweitig bringen wir die schädigende Feuchtigkeit durch die Hand an die Ohrmuschel. Wenn wir im Winter einen Spaziergang unternehmen und der Wind bläst gegen die Ohren, sodaß sie schmerzen, so reiben wir sie gewöhnlich mit der Hand, um die Blutzirkulation in ihnen anzuregen. Wenn wir Handschuhe an den Händen tragen, dann ziehen wir sie fast immer vorher aus, weil wir glauben, durch die Handwärme das Ohr besser erwärmen zu können. Damit begehen wir aber einen argen Fehler. Denn unsere Hand ist fast immer feucht, namentlich aber, wenn wir sie in dicke Handschuhe gehüllt haben. Reiben wir nun mit der bloßen Hand das Ohr, so feuchten wir es an und machen es dadurch für das Erfrieren empfänglich. Deshalb ist die schmerzende Ohrmuschel immer nur mit der behandschuhten Hand zu reiben, oder wenigstens soll man diese vorher mit einem Tuche umwickeln. Einer ernstlicheren Schädigung als Erwachsene sind Kinder in den ersten Lebensjahren ausgesetzt: Nicht selten werden sie nach dem üblichen Bade von einem Zimmer über den kalten Flur in das andere getragen und unterliegen dabei einem jähen Temperaturwechsel. Nach dem Bade befindet sich aber fast immer etwas Wasser im Gehörgang, so daß hier außerordentlich leicht eine Erkältung eintreten kann. Daraus kann sich eine Entzündung und Eiterung des Mittelohrs entwickeln, die zuweilen mit der Durchbohrung des Trommelfells endigen kann.

In einem jeden Winter geht der Mahnruf durch die Blätter: Athmet durch die Nase! Und dieser Ruf ist angebracht wie keiner. Aber es ist ein eigen Ding mit Rathschlägen, deren Begründung man nicht kennt. Sie werden gewöhnlich nicht befolgt. Bei der Zweckmäßigkeit des Nasenathmens sei deshalb hier kurz auseinandergesetzt, warum wir, wenn eigentlich überhaupt, so doch namentlich im Winter die Nase als Eingangspforte für die Athemluft benutzen sollen. Nach dem engen Kanal der Nasenlöcher erweitert sich die Nasenhöhle ansehnlich nach oben und geht dann wieder durch eine engere Oeffnung in den Schlundkopf über, an den von unten her die Luftröhre ansetzt. Die kalte Luft nun, die durch die Nasenlöcher eingezogen wird, staut sich eine Zeit lang in der erweiterten Nasenhöhle, da sie nur langsam wieder durch die enge Oeffnung in den Schlundkopf abfließen kann. Während ihres Verweilens aber in der Höhle vermischt sie sich mit der schon darin vorhandenen warmen Luft und wird dadurch selbst erwärmt. Diese Erwärmung wird noch gesteigert durch ein Organ, das man als einen Warmstein für die eingeathmete Luft bezeichnen könnte. An der einen Wand der Nasenhöhle befindet sich nämlich eine dünne Platte, die sogenannte untere Muschel. Sie ragt in die Nasenhöhle hinein und ist spiralig gedreht. Diese Platte ist mit einer Schleimhaut überkleidet, die sich durch den Reichthum ihrer Blutgefäßchen auszeichnet und daher auch stark von dem warmen Blute umspült wird. Indem nun die Luft langsam durch die Nasenhöhle strömt, streicht sie auch über die Platte hin und wird durch das in den Blutgefäßen enthaltene Blut nochmals erwärmt. Durch diese Einrichtungen wird also, wenn wir durch die Nase athmen, bedingt, daß nur erwärmte Luft in unsere Luftwege dringt. Es kann dann eine Erkältung derselben nicht mehr eintreten, sodaß sich die erste Ursache zu vielen leichten und auch bedenklichen Erkrankungen unschwer vermeiden läßt.

Eines der überflüssigsten Kleidungsstücke ist der Sommerüberzieher und eines der wohlthätigsten der Winterüberzieher. Jenen gebraucht man, um ihn über dem Arm zu tragen, diesen, um sich gegen die Winterkälte zu schützen. Und er schützt auch vortrefflich, wenn er zweckmäßig gearbeitet ist. Ohne uns auf die Geheimnisse der Pariser oder Wiener Zuschneidekunst einlassen zu wollen, muß doch das hier betont werden, daß ein guter Ueberzieher derjenige ist, der schlecht sitzt. Gut sitzende, d. h. sich den Körperformen enganschmiegende Ueberzieher sind, hygienisch betrachtet, schlecht. Wie oft hören wir nicht, daß dieser oder jener unserer Bekannten, der einen patenten Ueberrock trägt vom wolligsten, dicksten Stoffe, über Kälte klagt, während ein Anderer, dessen Gewand viel dünner ist, unberührt durch die Witterung fröhlich dahinwandelt. Der Grund hierfür liegt darin, daß bei dem Ersteren der Ueberzieher fest anschließt, und bei dem Letzteren nur lose aufliegt. Soll ein Ueberrock warm halten, soll er gegen Erkältungen schützen, so muß sich zwischen ihm und unserer eigentlichen Kleidung eine Luftschicht befinden. Luft ist ein schlechter Wärmeleiter, sie hält nach Möglichkeit die Temperatur fest, die sie einmal angenommen hat. Hat sich deshalb die Luftschicht, die von dem etwas zu weiten Ueberzieher umschlossen wird, erst durch unseren Körper erwärmt, so schützt sie besser als alle Stoffe, während durch den eng anliegenden Ueberzieher die Kälte dringt und sich unangenehm fühlbar macht. Dieses Verhalten der Luft ist auch der Grund, warum Pelze so warm halten. Einmal lassen sich die Pelze niemals ganz fest anschließend arbeiten, so daß sich immer zwischen ihnen und der Stubenkleidung ein Lufthülle einschiebt, sodann aber befindet sich zwischen all' den Haaren des Pelzes Luft, die ebenfalls der Kälte entgegenwirkt.

Eine der häufigsten Klagen im Winter sind endlich kalte Füße. Alle noch so warme Einhüllungen der Füße nützen nichts, wenn ihnen eins nicht vorausgeht, eine regelmäßige Waschung derselben. Das ist das einfachste und gründlichste Mittel gegen das lästige Kältegefühl. Die Füße sind bei den meisten Menschen die Stiefkinder der Körperreinigung, obwohl sie Tag für Tag die anstrengendste Arbeit zu leisten haben und den ungünstigsten Verhältnissen ausgesetzt sind. Durch regelmäßige Waschungen, mögen sie warm, lauwarm oder kalt sein, wird die Hautthätigkeit angeregt, der Stoffwechsel in ihr befördert und die Blutzirkulation gehoben. Wer trotzdem bei gewissen Gelegenheiten eine Abkühlung der Füße verspürt, der stampfe, wie es schon unwillkürlich geschieht, mit ihnen fest auf oder rolle sie, kann er sich setzen, längere Zeit abwechselnd nach außen und innen.

Zu einer richtigen, hygienischen Pflege des Körpers gehören schließlich Winterspaziergänge. Wir sind im Sommer schon Stubenhocker und noch mehr im Winter. Und doch bietet auch ein Spaziergang durch den schneebehangenen Nadelwald oder durch die weiß verhüllten Gefilde einen hohen Genuß und bringt dem Körper eine wohlthuende Kräftigung. Sauer macht lustig, heißt es, Kälte, wenn man nur gegen sie die passenden Maßregeln trifft, gesund und frisch.

Der Roman einer Prinzessin.

Die ältere Geschichte kennt keinen Fall, in welchem Prinzessinnen unter ihrem Stande geheirathet hätten. Während häufig Mitglieder regierender Häuser sich mit Damen ehelich verbanden, die ihnen nicht ebenbürtig waren, wurde den Prinzessinnen das Recht auf Liebe versagt. Sie galten nicht viel mehr als eine Waare, durch welche Könige und Fürsten politische Vortheile für sich erlangen, oder der Treue ihrer Verbündeten sich versichern konnten. Königstöchter durften auch nur wieder an Könige oder an regierende Fürsten verheirathet werden und während das Bürgermädchen und das Edelfräulein dem Manne ihrer Wahl sich vermählen durfte, wurde die Prinzessin oft politischen Plänen und Berechnungen zum Opfer gebracht.

Erst in neuerer Zeit ist es vorgekommen, daß auch Königstöchter und Prinzessinnen bei der Wahl des Gatten dem eignen Herzen folgen durften. So hat z. B. die frühere Kaiserin der Franzosen, die Gemahlin Napoleons I., Maria Luise, den Grafen Neipperg, die Prinzessin Elise von Sachsen, verwittwete Herzogin von Genua, den Marchese Rapallo, die Prinzessin Friederike von Hannover den Frhrn. Pawel-Rammingen, die Schwester der jetzigen Kaiserin von Deutschland, Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein den Professor Esmarch, die Herzogin Pauline von Würtemberg den praktischen Arzt Dr. Willm zum Manne gewählt. Auch am englischen Hofe gehören derartige, sogenannte „Mesalliancen“ nicht zu den Seltenheiten. In der bayerischen Herrscherfamilie hat erst unlängst Prinzessin Elvira dem österreichischen Grafen Wrbna sich vermählt.

Kürzlich hat nun auch eine zweite Prinzessin des bayerischen Königshauses gleichfalls einen alle Standesvorurtheile negirenden und nur auf reinster, innigster Zuneigung beruhenden Herzensbund geschlossen.

Die älteste Tochter des Prinzen Leopold und der Prinzessin Gisela von Bayern, Elisabeth, hat sich mit dem Sekonde-Lieutenant im bayerischen Leib-Infanterie-Regiment Otto Freiherrn von Seefried auf Buttenheim vermählt.

Die vorliegende Nummer der „Familienblätter“ enthält die wohlgelungenen Porträts des jungen Ehepaares.

Prinzessin Elisabeth ist mütterlicherseits eine Enkelin des Kaisers von Oesterreich und von Seiten ihres Vaters, des Prinzen Leopold ist sie die Enkelin des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern. Sie ist am 8. Januar 1874 geboren. Die Prinzessin wird geschildert als eine schlanke, graziöse junge Dame von herzgewinnender Anmuth und Natürlichkeit. Sie ist überaus lebhaft und fröhlich. Jeder, der die Prinzessin kennt, ist ihr von Herzen zugethan. Sie ist der erklärte Liebling ihres Großvaters, des Kaisers von Oesterreich. Prinzessin Elisabeth hat unter der Leitung ihrer trefflichen Mutter eine ganz ausgezeichnete, Herz und Geist bildende Erziehung genossen. Die Prinzessin liebt alle Künste, besonders aber die Musik, in welcher sie selbst mehr leistet als eine Dilettantin.

Der jugendliche Gemahl der liebreizenden Prinzessin ist am 26. September 1870 geboren als der älteste Sohn des Oberstlieutenant Frhrn. Ludwig von Seefried und dessen Gemahlin, einer geborenen von Schmaltz. Das Geschlecht der Seefrieds gehört zur vormaligen reichsunmittelbaren fränkischen Ritterschaft.

Wie das Bild des jungen Ehemannes zeigt, ist Lieutenant v. Seefried ein auffallend hübscher Offizier und man mag es schon deshalb begreiflich finden, daß die junge Prinzessin zu dem Lieutenant eine innige Neigung faßte.





Prinzessin Elisabeth von Bayern und ihr Gemahl Otto Frhr. v. Seefried.
Nach photographischen Aufnahmen von L. Dittmar in München

Die ausschweifendste Phantasie eines Romanschriftstellers aber könnte nichts Romantischeres ersinnen, als die Geschichte des Herzensbundes der Prinzessin Elisabeth von Bayern mit dem Sekonde-Lieutenant Otto Frhr. v. Seefried.

Die Bekanntschaft der Beiden datirt aus dem Jahre 1889. Damals hatte die Prinzessin, erst fünfzehn Jahre alt, den jungen Freiherrn auf den Ballunterhaltungen im elterlichen Hause, zu denen er als einer der Pagen am bayrischen Hofe öfter eingeladen wurde, kennen gelernt und mehrfach ausgezeichnet.

Der freundschaftliche Verkehr setzte sich später bei den Hoffestlichkeiten und bei den Unterhaltungsspielen in den Gärten des prinzlichen Palais weiter fort. Es wurde so bei Spiel und Tanz ein inniger Herzensbund geschlossen, umweht von all dem Zauber einer ersten Liebe. Die zarte Knospe der Romantik, die sonst in der Hofluft nicht gedeiht, wuchs hier und entfaltete sich zur Blüthe.

Die starke Neigung der Prinzessin zu dem schönen Sekonde-Lieutenant mit den träumerischen Augen und dem schneidigen Schnurrbart setzte sich über alle Hof-Etikette hinweg und konnte nicht lange ein Geheimniß bleiben.

Inzwischen war die Neigung eine immer innigere geworden, besonders als der junge Baron von Seefried einmal das Glück hatte, der Prinzessin und ihrer Mutter bei einem Unfall mit dem Wagen ritterlichen Beistand zu leisten.

Die feurigen Renner der prinzlichen Equipage scheuten nämlich vor den blanken Waffen der Schloßwache, welche gerade der Lieutenant von Seefried kommandirte. Der Kutscher vermochte die wildgewordenen Pferde nicht zu bändigen und es hätte leicht den beiden Damen ein Unfall zustoßen können, wenn nicht Lieutenant von Seefried schnell hinzugeeilt wäre und die schnaubenden Pferde gezügelt hätte.

Dem romantischen Sinn der Prinzessin mußte der ritterliche Baron natürlich jetzt als Engel und Retter erscheinen.

Damals entdeckten die Eltern der Prinzessin das zarte Verhältniß. Sie sorgten dafür, daß der junge Mann nach Metz versetzt wurde und hofften, daß er ihrem Töchterchen „Aus den Augen, aus dem Sinn“ sein werde.

Allein die Prinzessin hielt treu an ihrer Liebe fest. Weder die Trennung der Liebenden noch die Mahnung der Eltern vermochten die Herzensneigung der Prinzessin zu ersticken. Tapfer hat das schöne Mädchen für seine Liebe, für sein Glück gekämpft und alle Hindernisse hat sie überwunden. Die Liebe überwindet ja Alles!

Viele und fast unüberwindliche Hindernisse schienen den Liebenden sich entgegenzustellen. Außer den Vorurtheilen des Standes, waren auch konfessionelle Vorurtheile zu besiegen. Die Seefrieds gehören der protestantischen Kirche an, während die Prinzessin natürlich Katholikin ist.

Als aber alle Kämpfe und Bitten der Prinzessin die Bedenken sowohl der Eltern als des Prinzregenten nicht besiegen konnten, als selbst die Fürsprache ihres gütigen Großvaters, des Kaisers von Oesterreich, an den die Prinzessin sich bei einem Besuche in Ischl wandte, keinen Erfolg hatte, da ließ Prinzessin Elisabeth sich von dem Geliebten entführen.

Zu Genua wurde dann in aller Stille nach katholischem Ritus die Trauung vollzogen, der nun die Eltern zustimmen mußten.

Die junge, liebliche Prinzessin hat unter den schwierigsten Verhältnissen tapfer gekämpft und endlich den geliebten Gatten sich errungen. Sie hat durch ihre standhafte Treue die Sympathie aller Kreise erworben und Alle wünschen, daß Glück und Segen ruhen möge auf diesem Herzensbund.

Der Kaiser von Oesterreich befand sich unter den Ersten, welche dem jungen Paare Glück wünschten. Er hat seinem Liebling die reiche, prächtige Herrschaft Petersberg in Steiermark als Hochzeitsgabe geschenkt.

Baron von Seefried, welcher aus der bayerischen Armee „aus Gesundheitsrücksichten“ ausgetreten ist, wurde durch die besondere Gnade des Kaisers zum österreichischen Offizier ernannt, und hat bereits seinen Dienst als österreichischer Lieutenant im Infanterie-Regiment Kaiser Franz Joseph I. Nr. 1, welches in Troppau in Garnison liegt, angetreten. L.

Marschall Vorwärts.

Von Hans von der Mark.

(Nachdruck verboten.)

Es war an einem sonnigen Septembertage des Jahres 1814, als der alte Blücher, jetzt „General-Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstadt“, im Kreise lieber Kriegsgenossen auf seinem Gute Krieblowitz an wohlbesetzter Tafel saß.

Er hatte Napoleon nun „runter von seinem Thron“, aber er traute dem Frieden nicht.

„Wir hatten nur Rasttag!“ rief er, und in seinen feurigen Augen wetterleuchtete es. Den großen, dicken, weißen Schnurrbart energisch streichelnd, fuhr er lebhaft fort: „Ich trau' der Sache nicht, und ich will ihr nicht trauen. Man ist in Paris zu galant gewesen, sag' ich. Donnerwetter, wie konnte man einen Kerl, wie den Bonaparte, bloß mit seinen Handschuhen anfassen! Aber diese Diplomatiker! — Na, was giebt's?“

Seine Redseligkeit ward durch seinen alten Kammerhusaren aufgehalten, der sich abwartend neben ihm aufgestellt hatte.

„Einer von den Belling-Husaren ist draußen, Durchlaucht.“

„Was?“ schrie Blücher. „Ein Bellinghusar? Herein mit dem Kameraden! Meine Herren,“ wandte er sich an die Tischgesellschaft, „das war eine Zeit, als ich noch beim alten Belling war. Meine Blüthezeit war's!“

Es kam wie Rührung über ihn.

„Hier ist er, Durchlaucht!“ ließ sich des Kammerhusaren Stimme vernehmen.

Jäh wandte sich Blücher, und aller Augen folgten ihm.

An der Thür stand schüchtern und gebückt ein Greis. Unter den buschigen Brauen leuchteten munter ein paar kleine Augen. Sonst konnte nichts an den ehemaligen Husaren erinnern.

Sichtlich in seiner Erwartung getäuscht, dauerte es ein Weilchen, ehe Blücher anhob:

„Mal näher 'ran, alter Freund;“

Zögernd, aber schon ermuthigt durch die joviale Anrede, hinkte der Alte näher.

„Er diente unter Belling?“ fragte Blücher.

„Zu Befehl, Excellenz!“ erwiderte der Alte und versuchte, sich eine militärische Haltung zu geben.

„Ist wohl schon sehr alt?“

„84 Jahr, Excellenz!“

„Na, denn setz' Er sich mal erst hier auf den Stuhl, und nu trink' Er mal einen Schluck, so! Und nu sag' Er mal, wie Er heißt!“

Der Alte thaute sichtlich bei der freundlich herablassenden Art Blüchers auf. Er zitterte vor Freude und machte ein Gesicht, als wenn er noch viel Interessanteres wüßte.

„Siegfried Landeck heiß ich Excellenz zu Befehl, und aus Neumarkt bin ich, Excellenz zu Befehl, und Excellenz werden sich erinnern, daß damals, als wir am Kabelpaß bei Friedland die vertrackten Schweden verfolgten, ein blutjunger schwedischer Cornet gefangen wurde —“

„Donnerwetter“, schrie Blücher und musterte den Alten, „das war ich!“

„Hat seine Richtigkeit!“ nickte wie verklärt der Alte. „Ich hab' Excellenz gefangen genommen.“

„Na,“ meinte Blücher, „so leicht ließ ich mir aber wohl nicht fangen, he?“

„Excellenz waren damals verflixt flink, und wenn dem Büberl nicht das Roß unterm Leib zusammengeschossen wär, hätt' ich's halt nicht gekriegt.“

Blücher lachte über dieses treuherzige Einverständniß. Stolz sah er sich im Kreise um.

„Ja, ja, meine Herren, leicht war's nicht, mir zu kriegen. Hier, mein Solofänger bezeugt das. Na, Landeck, erzähl' Er mal. Wir Schweden schlugen uns doch brav, was?“

„Hat seine Richtigkeit,“ gab Landeck zu, „aber unser Oberst von Belling war Eurem Oberst Sparre doch über, Ihr habt halt ein wenig Wichse von uns hinnehmen müssen.“

Nun lachte die Tafelrunde, wie auf Kommando.

Blüchers Augen funkelten nur so vor Vergnügen. Er schenkte dem Alten das Glas von neuem voll und forderte ihn jovial zum Reden heraus.

Dieser hatte seine Zurückhaltung vollkommen aufgegeben. Die kleinen munteren Augen blitzten nur so, und der kindliche Stolz des selbstzufriedenen Alters belebte seine Züge. „Ja wohl“, fuhr er begeistert fort, „sie dachten, wir würden in Neumühl stecken bleiben, aber wir jagten ihnen nach und da gab's denn so a Scharmützele. Ich hatte mir einen Cornet ausgesucht. War halt noch a blutjunges Büberl, aber hat' Schneid Ja, Schneid hatt' er. Das Büberl wurd' halt a Bissel dreist. Es that schimpfen und höhnen und hantirte auf seinem Pferdel, daß es eine Lust war. Das Büberl mußt Du kriegen, denk ich und jag halt darauf los. Aber da nahm's Reißaus —“

„Na, na!“ meinte Blücher gedehnt. „Schneid Er nich uf!“

„Hat seine Richtigkeit,“ beharrte der Alte zum Ergötzen Aller, „hat seine Richtigkeit: 's Büberl nahm Reißaus. Sie rissen halt alle aus, Excellenz,“ setzte er entschuldigend hinzu. „Hm, denk' ich, nun ist's mit dem Fang halt vorbei, und will gerad' umkehren, als meinem Büberl 's Pferd stürzt. Der Kuckuk! Ich hin und 's Büberl gepackt. Hat halt gezappelt und gewütht, aber ich hatt' damals Kräfte und ließ nicht los. So ist's halt gekommen, daß Excellenz mit zu Oberst von Belling mußten und Preuße wurden“

„Das ist alles sehr schön“, meinte Blücher, „und ich glaub ihm Alles, bloß man das nicht, daß ich ausgerissen bin!“

„Excellenz waren damals noch nicht bei uns!“ erwiderte der Alte, ebenso naiv wie treuherzig.

Schallendes Gelächter belohnte diese Antwort. Blücher lachte, daß ihm die Thränen in die Augen kamen.

„Na, darauf trink Er nochmal!“ rief er. „Meine Herren,“ wandte er sich dann an die Tafelrunde, „mein Solofänger soll leben!“

Belustigt und angeregt stimmten die Herren mit ein.

„Na," meinte Blücher später, als die Wogen der Fröhlichkeit sich beruhigt hatten, „wie geht's ihm denn jetzt, Landeck?"

„Es könnt' halt a Bissel besser gehen, aber es geht, Excellenz," erwiderte der Alte und seufzte. „Wenn nur das verflixte Bein nicht wär', aber seitdem mir die Pollacken so hinterrücks hineingeschossen haben, will's halt nicht wieder grad' werden."

„Hm!" machte Blücher und betrachtete angelegentlich das kranke Bein. „Na, alter Kamerad, ich bin Ihm doch Dank schuldig, daß Er mich zum Deutschen machte. Da will ich denn mal alle Jahre ein Pflaster druf legen. Hm," fuhr er lächelnd fort, als der Alte thränenden Auges zu ihm aufschaute, „werd' für Ihn sorgen, ist ja mein Solofänger!"

Erst nachdem er den Alten bewirthet und reich beschenkt hatte, entließ er ihn. Auch seinem Versprechen, für ihn zu sorgen, blieb er treu.

* * *

Noch einmal mußte Blücher als Marschall Vorwärts Napoleons Kraft brechen. Der alte Prophet hatte Recht gehabt: 1814 hielten die siegreichen Nationen nur Rasttag. Aber nun war endlich Ruhe: St. Helena lag sicherer als Elba und — Napoleon Bonapartes Zeit war um.

Des alten Feldmarschalls Körperkraft hatte gerade noch hingereicht, die Mission seines Lebens zu erfüllen.

Krank kehrte er vom Kriegsschauplatz heim, kaum, daß sein siecher Körper die stürmischen Huldigungen, die das begeisterte Volk unaufhörlich seinem „Vater Blücher" darbrachte, aushielt. Erst stärkte er sich nun im altheimathlichen Seebad Dobberan, dann suchte er sich in Karlsbad „auszukuriren".

In der heiteren Ruhe, umgeben von zarten, liebevollen Huldigungen, die ihm jetzt wohl thaten, erholte er sich auch zusehends.

Eines Morgens, als er in Nostitz's Gesellschaft die gewohnte Kurpromenade machte, blieb er plötzlich stehen und horchte gespannt auf das, was ein großer kräftiger Greis zu dem Besitzer der Bude, in welcher allerhand „Andenken an Karlsbad" zum Verkauf auslagen, sprach und zwar mit ungewöhnlich forcirter Stimme und heftigen Gestikulationen.

„Wart', Bübel, werd' di scho schlachte! ruf i, und oins, zwoi, droi, ha'n i's Bübli oam Kroage. Und dös woar der Fürst Blücher!"

„Nostitz" rief Blücher, „der da will mir auch gefangen haben!" Und ohne Nostitz' Antwort abzuwarten trat er auf den Redner zu. Dieser kehrte ihm den Rücken, hatte aber des Fürsten Nahen durch einen Spiegel in der Bude bemerkt, ja, aus seinem pfiffigen Gesicht konnte man deutlich lesen, daß ihm ein schlaues Werk gelungen. Und so wars. Unschlüssig wie er sich dem Fürsten nahen könne, hatte er sich zur Zeit der Promenade an der Bude zu schaffen gemacht und Blüchers Aufmerksamkeit durch sein lautes Reden zu erregen gesucht. Der Streich war gelungen, und er schmunzelte in sich hinein.

„He, alter Freund, sprach Er von mir?" und Blücher stand neben ihm.

„Durchlaucht zu Befehl!" antwortete der Pfiffikus und wandte sich militärisch um.

„Er will mir gefangen haben, he?" fragte Blücher weiter und lächelte überlegen.

„Durchlaucht zu Befehl. Boim Koavelpoaß oan d'r mecklenburgschen Grönz woars. I woar Belling-Husar."

„So! Na, wer ist Er denn?"

„I bin d'r Pfennig, un no boi Froiburg mit'n Herrn Oberleutnant voan Blücher verwundet word'n."

„Verwundet? Wo denn?" fragte Blücher ungläubig.

„Hier am Arm. Ist noach stoif!"

„Na, geh' Er mal mit mir und erzähl' Er mich, wie Er mich gekriegt hat", meinte Blücher. Er wurde schon etwas nachdenklich.

Der alte Pfiffikus glänzte über's ganze Gesicht. Stolz richtete er sich auf, sodaß seine Riesenfigur zu wachsen schien. Die verwitterten Züge schienen elastisch zu werden. Unaufhörlich den kleinen Schnauzbart streichelnd, erzählte er umständlich, während seine Augen strahlend umherschweiften und sich an den verwunderten vornehmen Badegästen ergötzten.

„Na, ließ ich mir denn so mir nichts dir nichts fangen?" fragte Blücher.

„Oins, zwoi, droi!" nickte der Pfiffikus stolz.

„Wie der Kerl flunkern kann, Nostitz," brummte Blücher.

„Hoalten zu Gnaden, Durchlaucht! I schoß uf's Pferd. Da mußt' der Junker wohl bloiben. Oaber der Oberst voan Belling hoat sich g'freut über den Junker! Hoat'n au ni wieder loasgeloassen!'

„Hm!" sagte Blücher. „Er wird wohl einen andern schwedischen Cornet gefangen haben. Mir nicht."

„Hoalten zu Gnaden, Durchlaucht. Oes wurd' nur oin schwedischer Cornet oam 29. August 1760 gefangen und dös woar der Junker Leberecht von Blücher, und Pfennig woar's, der ihn fing."

Die bestimmte Art des Alten verblüffte Blücher.

„Na, denn komm Er mal mit, denn wollen wir mal uf den Fang anstoßen!" rief er, und so gingen sie zusammen in's Hotel, wo Blücher wohnte.

Kaum saßen sie bei der Flasche Wein, als Blüchers Kammerhusar eintrat.

„Durchlaucht," rief er und kratzte sich hinterm Ohr, „da ist ein Belling-Husar draußen, der durchaus den Junker Blücher gefangen haben will. Ich hab ihm gesagt, daß Siegfried Landeck ihm zuvorgekommen ist, aber der Kerl läßt sich partout nicht abweisen."

„Noch einer?" lachte Blücher. „Man rin mit ihm. Na," wandte er sich an Pfennig, den die Sache nicht zu rühren schien, „was sagt er nu, Kamerad?"

„Dös is 'n Aufschneider, Durchlaucht!" erwiderte der Pfiffikus.

Die Thür ging auf und ein stämmiger, untersetzter, weißhaariger Mann trat ein, mit langem Husarenschnurrbart.

„Er will mir gefangen haben?" hub Blücher gut gelaunt an.

„Jawohl, Durchlaucht!"

„Wie heißt Er?"

„Martin Krause!'

„Na, Krause, da sitzt der Pfennig. Der sagt auch, er hat mir gefangen. Nu müßt Ihr Euch man erst einig werden!" und die helle Freude, daß er beide „im Sack" habe, strahlte von seinem Gesicht.

Krause hatte seinem Nebenbuhler einen verächtlichen Blick zugeworfen und stieß jetzt kurz und rauh hervor:

„Die Ehre, Deutschland den größten Feldherrn zugeführt zu haben, gebührt mir."

„So!" lachte Blücher. „Und das sollen wir nu glauben, Nostitz!"

„Nicht nur glauben, Durchlaucht!" sagte Krause, „denn Durchlaucht werden sich meiner jedenfalls noch erinnern."

Blücher war einen Augenblick verdutzt, dann sagte er grübelnd: „I, daran hab ich ja noch gar nicht gedacht. Kann ich mir denn den Schwerenöther, der mir da ufhob, nicht mehr vorstellen? Nein," fügte er dann hinzu, „ist nicht möglich. Ist schon zu lange her!" Plötzlich schien ein Gedanke sein Hirn zu durchblitzen. „Aber was for'n Pferd hatt' ich. Wer weiß das?" und er blickte die beiden herausfordernd an.

„Ein braunes, Durchlaucht!" antwortete etwas zögernd Krause.

„Na, Pfennig, weiß Er's besser?"

„Weiß war's. Ein Schimmel, Durchlaucht!" rief Pfennig triumphirend.

„Ein Brauner war's!" stritt Krause und ein giftiger Blick traf den Gegner.

„Laß Er's gut sein!" meinte Blücher. „Nicht wahr, Nostitz, der Braune kann ja vor Schreck weiße Haare gekriegt haben."

Nostitz griff eifrig nach dem Glase, um den Ernst der Situation nicht zu stören.

„Na, mir ist's nu so, als wär's ein Rappe gewesen, aber ich weiß es auch nicht!' sagte er gutmüthig. „Nu wollen wir mal alle Belling-Husaren leben lassen!"

In der heitersten Laune ergötzte er sich noch eine Weile an den beiden Gegnern, dann entließ er sie, nicht ohne sie beide reich beschenkt zu haben.

„Ja, Nostitz, wer hat mir nu eigentlich zum Deutschen gemacht?" fragte er seinen getreuen Wardein, als sie wieder allein waren.

„Wenn Durchlaucht sich selbst nicht mehr erinnern können, wird das Räthsel wohl nicht gelöst werden", meinte Nostitz lächelnd.

„Na, ist ja auch egal," gab sich Blücher zufrieden und mischte die Karten, „der mir am Schlafittchen nahm und zu Belling brachte, das war ein Husar, und das ist die Hauptsache."

---

* **Das Jahr 1893** war für Norddeutschland zu kalt und im Durchschnitt nicht zu trocken. Wer hätte dieses Jahresmittel in den Tagen der ungewöhnlich heißen Juli und Augusttage vorausgesehen. Aber die Beobachtungen des königl. meteorologischen Instituts haben für das Königreich folgende Charakteristik des vergangenen Jahres ergeben: „Das Jahr 1893 war für Norddeutschland im allgemeinen zu kalt, am meisten (fast 1°) an der Ostseeküste; nur im Südosten und Südwesten hatten einige Gebiete einen Wärmeüberschuß zu verzeichnen. Trotz der ungewöhnlichen Dürre im Frühling und Sommer ist die Gesammtsumme des Niederschlages nur wenig hinter dem vieljährigen Durchschnitte zurückgeblieben (höchstens um 20 Prozent) und zwar nur im Binnenlande, während sie an den Küsten sogar über die normale Menge hinausging." — Dabei waren noch die letzten Monate des Jahres 1893 ungewöhnlich milde. Auf den kalten und nassen November folgte ein milder, niederschlagsarmer Dezember. Zwar gab es, so schreibt die „Stat. Corr." in der ersten Dekade und auch zu Ausgang des Monats Dezember Perioden mit ziemlich strengem Frostwetter; in der Zwischenzeit aber lag die Temperatur allenthalben und theilweise recht beträchtlich über dem vieljährigen Durchschnitt, so daß schließlich das Monatsmittel fast allgemein einen zu hohen Werth erreichte, im Nordosten und Südosten bis zu 3 Grad. Nur im äußersten Südwesten zeigte sich ein Wärmemangel, von allerdings geringem Betrage. Niederschläge fielen in Ostpreußen, Oberschlesien und auch an der Nordseeküste etwas mehr als normal. Sonst aber war es überall zu trocken, am beträchtlichsten im Gebiete der mittleren Oder, Elbe und bis zur Weser hin, wo etwa nur ein Drittel des vieljährigen Durchschnittes zur Messung gelangte. Geschneit hat es zu Anfang des Monats fast überall; die Schneedecke blieb jedoch in der Ebene nur wenige Tage liegen; dauernd hielt sie sich

lediglich auf den Gebirgen. Ein Minimum, welches zu Beginn des Monats nördlich vorbeizog, veranlaßte auf seiner Rückseite lebhafte nördliche bis westliche Winde und unter reichlichen Schneefällen rasches Sinken der Temperatur. Gegen Ende der ersten Dekade wurden indeß im Nordwesten vorbeiziehende tiefe Depressionen für die Witterung bestimmend. Die Temperatur stieg schnell und hielt sich bei südlichen bis westlichen Winden bis kurz vor Monatsschluß über der normalen — auch um die Mitte des Monats, als das Regime der nordwestlichen Depressionen durch eine von Südwesten nach Osten über Deutschland ziehende Anticyklone vorübergehend abgelöst wurde. Erst als um den 26. von Norden her eine Cyklone nach Südosten wanderte und sodann Deutschland in ein Gebiet hohen Luftdrucks zu liegen kam, drehte der Wind nordwärts und veranlaßte einen starken Kälterückfall — allerdings nur von ganz kurzer Dauer, da ein von Norden her sich ausdehnendes Minimum für den Ausgang des Monats wieder Erwärmung herbeiführte. — In manchen Gegenden war das Wetter während des Dezembers ungewöhnlich trübe, besonders im Westen. Auch Helgoland hätte während des ganzen Monats nur 38 Stunden Sonnenscheindauer, noch schlimmer waren Samter mit 28 und Dirschau mit 22 sonnigen Stunden daran und in Marggrabowa schien die Sonne gar nur 15 Stunden lang während des ganzen Monats also im Durchschnitt täglich noch nicht eine halbe Stunde.

* **Chemische Einwirkungen des Magnetismus.** Bis jetzt sind bekanntlich alle Versuche gescheitert, irgend eine Veränderung eines magnetisirten Stahlstabes durch den Magnetismus selbst oder irgend eine andere Wirkung als eine elektromagnetische nachzuweisen. Es ist jetzt, wie „Prometheus" schreibt, Andrews geglückt, eine chemische Wirkung des Magnetismus zu finden, welche, wenn sich die Versuche bestätigen sollten, immerhin ein gewisses Interesse beansprucht. Der Forscher benutzte zwei vollkommen gleiche Stahlstücke, welche von demselben Stahlblock abgemeißelt wurden, magnetisirte den einen und tauchte dann beide in eine Lösung von Kupferchlorid, worin dieselben 6—24 Stunden verblieben. Nach dieser Zeit war von beiden Stahlblöcken ein gewisser Theil gelöst worden und zugleich metallisches Kupfer auf ihrer Oberfläche niedergeschlagen. Wenn beide Stücke von dem anhängenden Kupfer und den anhängenden kohleartigen Substanzen befreit und darauf getrocknet gewogen wurden, so ergab sich bei 29 Einzelversuchen, daß der magnetische Stahlblock mehr an Gewicht verloren hatte als der unmagnetische, und zwar war im Durchschnitt der Mehrverlust des magnetischen Stückes auf 3 Prozent der gesammten aufgelösten Eisenmenge zu veranschlagen.

* **Ueber „Bleifedern"** plaudert die „D. Handels-Ztg.": Gewöhnlich glaubt man, verleitet durch den Namen des Bleistiftes, daß das Material aus Blei bestehe; es findet sich indessen in ihm auch nicht die geringste Spur dieses Metalles, vielmehr besteht es aus einem eigenthümlichen, mineralischen Stoffe, dem Graphit, der in gediegenem Zustande nur reinen Kohlenstoff enthält, in der Regel aber mit Eisentheilen sehr vermischt ist. Dieses Mineral befindet sich fast auf der ganzen Erde als ein mattglänzendes, stark abfärbendes, schuppenartiges Pulver von bleiartigem Aussehen und wird in vielen Bergwerken als ein Nebenprodukt gewonnen, wo man es außer zur Verfertigung der Bleistifte noch zur Bereitung von Schmelztiegeln benutzt. Nur in einem einzigen Theile unserer Erde, nämlich in England, findet sich der Graphit nicht als ein loses Pulver, sondern in zusammenhängenden Stücken vor, und diesem Umstande hatten bis zur Mitte unseres Jahrhunderts die englischen Bleistifte ihre besonderen Vorzüge zu verdanken, weil der Graphit anderer Länder erst durch Beimischung eines klebenden Stoffes zu festen Stücken vereinigt werden muß und hierdurch nothwendigerweise einen bedeutenden Theil seiner färbenden Kraft und seines eigenthümlichen Schmelzes verliert. Das englische Fabrikat hatte sich in Folge seines vorzüglichen Materials weithin einen bedeutenden Ruf erworben und wurde zu äußerst theueren Preisen überall abgesetzt. Da mit der Zeit die Graphitmasse, welche man in England gewann, sehr knapp geworden war, so versuchte man, eine diesem ähnliche Masse auf chemischem Wege herzustellen. Der bayerische und böhmische Graphit hatte sich hierzu am geeignetsten erwiesen! Die Schwierigkeit bestand darin, den in Pulverform gefundenen Graphit durch Zusetzung eines anderen Stoffes zu einer festen Masse zu verbinden. Gummi, Leim und ähnliche Stoffe eigneten sich nach mannichfaltigen Versuchen hierzu nicht, es mußte vielmehr ein Bindemittel gefunden werden, welches mehr dem Fette als dem Wasser verwandt war. Man stellte deshalb Versuche mit Schwefel an, indem man den Graphit mit diesem zusammenschmolz, erhielt indessen eine viel zu spröde und weiche Masse. Schellack und Colophonium gaben ebenfalls kein genügendes Resultat, obgleich man dieser Mischung Wachs und Kienruß hinzusetzte. Von epochemachender Bedeutung war daher die Erfindung des Franzosen Conte im Jahre 1795. Sie bestand darin, daß man durch Zusetzung von Thon, wie ihn unsere Töpfer gebrauchen, zu dem Graphit ein billiges und hinsichtlich der Sorten mannichfaltiges Material erzielte. Die Herstellung ist folgende: Nachdem man den Graphit, um ihn milder und zäher zu machen, in wohlverschlossenen Gefäßen ausgeglüht und den Thon gehörig geschlemmt hat, vermischt man beide Substanzen möglichst genau miteinander. Zu der hierbei erforderlichen Anfeuchtung des Thons darf aber durchaus kein Brunnenwasser, weniger noch Salzwasser angewendet werden, weil sich dieses beim Trocknen krystallisirt und in dem Bleistift harte, kratzende Stellen erzeugt. Andererseits darf man den Thon auch nicht zu naß halten, sonst reißen die Stifte beim Trocknen, und es erzeugen sich sogenannte Endenbleie. Ist mit Berücksichtigung aller dieser Umstände die Graphitmasse gehörig zubereitet, so drückt man sie in Cylinder ein, deren Bodenfläche mit Löchern versehen ist. Ein Kolben mit starkem Druck wird nun in den Cylinder hineingetrieben, die Masse tritt durch die runde Siebfläche in Form von Stäbchen aus, und letztere werden je nach der Härte, die sie erhalten sollen, stärker oder schwächer in einem von der Luft völlig abgeschlossenen Raume geglüht. Zu den Holzröhren verwendet man bei den besseren Sorten von Bleistiften in der Regel Cedernholz, welches durch einfach konstruirte Maschinen derart geschnitten wird, wie man allgemein die Schwefelhölzchen verfertigt. Man macht hierbei die Holzröhrchen entweder aus einem einzigen Stück mit einer sehr tiefen Rinne, welche mit der Erzmasse gehörig ausgefüllt und nachher mit einem feinen Holzspänchen verklebt wird, oder aus zwei Stücken, wo die zur Aufnahme des Minerals bestimmte Rinne in den größeren Theil eingeschnitten wird, während der kleine Theil nachher aufgeleimt wird. Zuletzt werden die Hölzer zusammengereiht und gleichmäßig beschnitten. Die englischen Produkte, die sich lange Zeit einen bedeutenden Ruf bewahrten, werden heute von unseren einheimischen Erzeugnissen bei Weitem übertroffen.

* **Die Frauenbewegung** erstreckt sich jetzt auch über Frankreich, wo das Weib vor dem Gesetz fast rechtlos ist. In Paris hat sich, wie die „Voss. Ztg." erfährt, jetzt unter dem Vorsitz von Frau Schmahl ein Frauenbund gebildet, der sich „Die Vorläuferin", „L'avant courrière" nennt, und vor allem nur darauf hinarbeiten will, daß der Frau das Recht zuerkannt werde, in Standesamtssachen Zeugin zu sein und über den Lohn ihrer persönlichen Arbeit frei zu verfügen, ohne daß der Gatte ihn für sich in Anspruch nehmen darf. Es ist beschämend, daß die Frau in einem gesitteten Gemeinwesen diese beiden Rechte nicht besitzt. Die ganze Presse unterstützt denn auch die Forderungen des „Avant-Courriere", die sich mit einem großen Maueranschlag an das Pariser Publikum und mit zwei vom ersten weiblichen Rechtsanwalt Frankreichs, Fräulein Jeanne Chauvin, ausgearbeiteten Gesetzentwürfen an sämmtliche Senatoren und Abgeordnete gewendet hat, und es wird wahrscheinlich nicht lange dauern, bis sie ihr erstes Ziel erreicht haben wird. Frau Schmahl, die Gründerin der „Avant-Courriere", ist eine geborene Engländerin und an einen in Frankreich naturalisirten Mainzer verheirathet. Sie hat Heilkunde studirt, das Studium jedoch vor seinem Abschluß unterbrochen, als sie Herrn Schmahl heirathete.

* **Heiteres.** Abhilfe. Aktionär: „Wie ich höre, lebt unser Kassirer weit über seine Mittel!" Bankdirektor: „Ei, ei! Das geht nicht. Da müssen wir sein Gehalt erhöhen." — Neuer Polizeidiener (zum Gefangenen in der Zelle): „Sie, hören's', pfeifen's hier nicht! Zum Donner auch! Wenn der Herr Superintendent Sie hörte, ließe er sie gleich auf die Straße schmeißen!" — Relativ. Diogenes rief, als eine Maus von seinem Brote fraß: „Ich bin reich, ich habe Schmarotzer!" — Ein Sophist. Untersuchungsrichter: „Was für ein Metier haben Sie?" Arrestant: „Ich bin Sophist!" Untersuchungsrichter: „Bei Ihrer Verhaftung gaben Sie aber zu Protokoll, daß Sie Tapezier seien!" Arrestant: „Trifft auch zu: Spezialität: Sophas!" — In Stellvertretung. Karlchen (beim Konditor): „Ich möchte eine Schachtel Bonbons für den Husten." Konditor: „Für Dich selber, Kleiner?" Karlchen: „Die Bonbons, ja. Den Husten hat Großmama." — Frauentugend. Müller: „Was sagte Fräulein Rhoden denn, als Du die Verlobung mit ihr abbrachst?" Lischke: „Sie sagte garnichts; sie war sprachlos." Müller: „Großer Gott! Und eine so exemplarische Frau konntest Du Dir entgehen lassen?" — Prinzenerziehung. Erzieher (zum jungen Prinzen): „Hoheit beschämen mich durch die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, sich mit vier Erdtheilen zu begnügen; doch gestatten Hoheit gnädigst noch das Bestehen eines fünften neben den vier von Ew. Hoheit gebilligten!" — Gekauft. „Woher ist der Bräutigam Ihrer Tochter, Herr Kommerzienrath?" „Der? Aus England hab' ich'n bezogen?" Gute Modelle. Erster Maler: „Warum bist Du denn jetzt so auf alle Studenten mit zerhauenen Gesichtern erpicht?" Zweiter Maler: „Ich mal' eben ein Schlachtenbild!" — Gefährliche Sache. A.: „. . . Wenn ich verheirathet wäre . . ." B. „Aber wie können Sie mit so ernsten Dingen scherzen!" — Fabrikationsgeheimniß. Schlächtermeister: „Donnerwetter, jetzt ist mir der Schnupptabak in die Pferdewurst jefallen." Frau: „Hab' Dir man nich so. Da nimmste eben 'n Sechser mehr for's Pfund." — Unfaßbar. Tante: „. . . Und drei Lieutenants fielen bei dem Angriff!" Backfisch: „O, mein Gott! Wie man es nur übers Herz bringen kann, einen Lieutenant zu tödten!"

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.